

Bekenntnis zu Berlin

Autor(en): **Müller, Lotte**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **68 (1963-1964)**

Heft 13

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-317242>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bekenntnis zu Berlin

Von Lotte Müller

Wer den unmittelbaren Anhauch unserer Gegenwart verspüren, den Aufeinanderprall westlicher und östlicher politischer Systeme mit ihrer Auswirkung im Alltag erfahren will, der komme nach der politisch geteilten Stadt Berlin, deren Volk sich wie eh und je als Einheit fühlt. Wie sagt doch der Mann auf der Straße? «Uns ham se jeteilt wie ne Hammelherde; aber deswegen sin wa doch die alten jebliebn.» Dem Gast — sei er Ausländer oder Westdeutscher — liegen beide Teile der Stadt offen vor Augen; er kann ihr Bild in sich aufnehmen und seine Schlüsse daraus ziehen; dem Westberliner aber verschließen Mauer und Stacheldraht den Zugang nach Ostberlin; nur ein einziges Mal seit jenem verhängnisvollen 13. August 1961 öffneten sich in den wenigen Tagen um Weihnachten 1963 auch für ihn die Übergänge, allerdings nur, wenn er Verwandte eines bestimmten Grades ‚drüben‘ hatte, während Freundschaft keinen Zugang aufschloß. Dem Ostberliner blieb bis heute kein Weg nach Westberlin offen. Wie lange noch?

Eine seltsame, eine einmalige Stadt, dieses Berlin! Zur *Insel* ist Westberlin geworden, abgeschnitten von seinem natürlichen Hinterland, aber auch räumlich getrennt von dem Teil Deutschlands, dem es sich politisch, wirtschaft-



Mauer, Stacheldraht und Wachturm schließen die Sektorengrenze (Bezirk Neukölln)

lich und kulturell zugehörig weiß, erreichbar nur auf wenigen Schienenwegen und Autostraßen und durch einige Luftschneisen. Westberlin ist zum *Bollwerk* geworden, das die demokratische Lebensform in ihrer Vielgestalt wachhält mit ihrem tätigen, oft kritischen Anteil der Bevölkerung am politischen Geschehen, mit dem Recht, die Menschen selbst zu wählen, die seine Geschicke lenken, während Ostberlin die Stimmabgabe für eine Einheitsliste fordert. Westberlin ist Stadt, zugleich auch Land, hat aber kein Stimmrecht im Bundestag, zu dem es Beobachter sendet; es steht noch unter den Gesetzen der Alliierten, deren drei westliche zu Schutzmächten geworden sind. Nach Kriegsende wurde Berlin keiner der vier Besatzungsmächte zugeteilt; die ehemalige Reichshauptstadt blieb der gemeinsamen Verwaltung der vier Militärregierungen unterstellt, vereinigt in der Alliierten Kommandantur, und in vier Sektoren geteilt. Aus der gemeinsamen Viermächteverwaltung zogen 1948 die sowjetischen Mitglieder aus; im gleichen Jahr entstand im sowjetischen Sektor ohne Befragung der Bevölkerung eine eigene Stadtverwaltung. Die Spaltung war vollzogen. Seither spricht Westberlin in der Welt für die mit, die schweigen müssen.

Berlin ist eine Stadt, die von jeher *Fremden zur Heimat* wurde. Man braucht nur ein Telefonbuch aufzuschlagen oder die Namen auf Grabsteinen zu lesen, so erkennt man den Zustrom von überall her, besonders den der Hugenotten, die einst so zahlreich kamen, daß damals jeder fünfte Berliner ein Franzose war; böhmische Glaubensflüchtlinge wurden um 1730 aufgenommen und haben noch heute ihre eigene Kirche; der Zuzug aus dem östlichen Grenzgebiet war von jeher stark; nur Menschen aus dem Süden Deutschlands reizte es nicht, sich in Berlin niederzulassen. In den letzten zwei Jahrzehnten nahm die Stadt viele Tausende aus Ost- und Mitteldeutschland auf. Es dauert nicht lange, und die zugereisten sind «gelernte» Berliner, die sich mit den geborenen Berlinern als «Volk von Berlin» fühlen und ganz darin aufgenommen sind. Dieses Volk von Berlin trägt sein Schicksal ohne viel Aufhebens; es «liebt keen Jetue nicht», strömt zusammen auf dem Platz vor dem Schöneberger Rathaus, dem Verwaltungszentrum Westberlins, wenn Jubel die Herzen erfüllt wie in jenen Sommertagen 1963, da Kennedy sich selbst als Berliner bekannte und mit uns dem Klang der Freiheitsglocke lauschte; Hunderttausende standen bis weit in die angrenzenden Straßen hinein und gewannen Zuversicht aus seinen Worten. Und das Volk von Berlin zog spontan zu dem Platz, der nun Kennedys Namen trägt, als die Nachricht von dem tückischen Mord die Herzen erbeben ließ. In Empörung über den Mord an denen, die Opfer des Aufstands vom 17. Juni 1953 wurden, in Trauer um den dahingegangenen Regierenden Bürgermeister Ernst Reuter sammelten sich unübersehbare Scharen Anklagender und Trauernder in unbeugsamen Freiheits- und Selbstbehauptungswillen. Wer nach Berlin kommt, wird hineingezogen in die besondere Atmosphäre dieser weltoffenen, lebendigen Stadt. Viele haben es bekannt: es geht etwas Unverlierbares in das Wesen der Besucher ein. Wer aber das Glück hat, daß er in das Volk von Berlin aufgenommen wird, der erlebt die ausstrahlende Lebenskraft dieser Stadt, das heiße Bemühen, aus eigener Kraft etwas zu leisten; der erfährt auch die Einflüsse sehr unmittelbarer Art durch die Vertreter der drei Schutzmächte, die zu Freunden geworden sind und manches aus ihrem eigenen kulturellen Leben in das Dasein der Berliner hineintragen, das in das Gesamtbild Berlins eingeschmolzen wird.

Wer wollte die *Fülle* dessen in Worte fassen, das heute mit dem Namen Westberlin umschlossen ist: pulsierendes weltstädtisches Treiben — und stille Dorfaue mit Wehrkirchlein aus Feldsteinen, das modernste Wohnviertel Deutschlands, das Hansaviertel, gebaut von führenden Architekten der ganzen Welt — und Gutshöfe, eingebettet in Wiesen und Felder; weite Wälder und Seen, Moore, Luche und Dünen; Trümmerberge, schon längst begrünt, von deren Höhe aus der Blick nach drüben schweift, wohin der Fuß nicht gehen darf, die dem besinnlichen Spaziergänger etwas von den Tränen und dem Blut sagen, die im Ruinenschutt begraben liegen. Dieser starke Gegensatz zwischen den in abendliche Lichtfluten getauchten Verkehrsstraßen und den verkehrsarmen Nebenstraßen! Wie einprägsam die Wahrzeichen der Stadt: der Funkturm, die Gedächtniskirche mit ihrem zerborstenen Turm, die Kongreßhalle, das Brandenburger Tor, einst von ununterbrochenem Verkehrsstrom durchflutet, heute undurchlässige Grenze. Und immer wieder, sobald wir uns der Grenze nähern, die Wachtürme hinter der Schandmauer!

Was zielstrebigere *Aufbauwille* vermag, wird dem deutlich, der um mehr als ein Jahrzehnt zurückblickt. Ich wurde 1951 Berlinerin. Die Sehnsucht, noch einmal unangefochten zu wirken, die Grundsätze der freien geistigen Arbeit in der Schule zu verwirklichen, von denen ich seit 1933 hatte schweigen müssen, ließ mich freudig dem Ruf Berlins folgen. Ich teilte das Schicksal der Zehntausende, die nicht viel mehr mitbrachten als Arbeitskraft und zähen Arbeitswillen — ein seltsamer Zustand materieller Schwerelosigkeit nach fast vierzig Arbeitsjahren! Doch *«jedem Anfang wohnt ein Zauber inne»*, dieses Wort Hermann Hesses habe ich Tag um Tag dankbar verspürt. 1951: Überwunden war die Blockade mit ihrem Hunger, ihrem Frieren und der Dunkelheit. Elf Monate hatten die Berliner standgehalten; heute spricht kaum ein Mensch mehr von dieser Zeit in der Stadt, in der die Forderung des Tages besonders eindringlich ruft. Nur als das Luftbrückendenkmal eingeweiht wurde zu Dank und Gedenken an die 74 Flieger und Männer des Bodenpersonals, die ihr Leben für das Durchhalten Berlins geopfert hatten, wurde Erinnerung noch einmal wach. 1951: noch lebte die tapfere, schlichte Luise Schroeder, in ihrem bescheidenen Siedlungshaus, sie, die als Oberbürgermeisterin die Geschicke der Stadt nach der Spaltung lenkte; noch regierte Ernst Reuter, dessen Ruf *«Hört uns, Völker der Erde!»* noch heute als Klang lebendig ist in allen, die seine Stimme rief. Das Bild der Stadt 1951? Viele Ruinen und Baulücken, der Wind wirbelte Trümmerstaub auf, Straßen endeten an Wasserläufen plötzlich vor zerstörten Brücken; nur ein Teil der Wohnräume (43 Prozent waren insgesamt zerstört gewesen!) war wieder aufgebaut, 40 Prozent der Schulen und die Hälfte der Kirchen hatten bei Kriegsende in Trümmern gelegen. In den Straßen das traurige Bild der Flüchtlinge, vor den Lagern endlose Schlangen von Flüchtlingen, und täglich strömten Hunderte, zuzeiten 2000 hinzu und wurden untergebracht und mit dem Nötigsten versehen in dieser Stadt, die selbst noch um die nackte Existenz kämpfte. 300 000 Arbeitslose, manche wenigstens auf Wochen oder Monate mit Notstandsarbeit beschäftigt. 1951 in der Schule? Gerade wurde die achtjährige Einheitsschule aus der Zeit des kommunistisch gelenkten Schulwesens in die sechsjährige Grundschule umgewandelt, auf die sich die drei Züge der Oberschule aufbauen, und der Schuljahrsbeginn wurde auf den Herbst verlegt, so daß in der Zeit von September bis Ostern das volle Jahrespensum zu leisten war. Noch lagen viele Schulgebäude ganz oder teil-

weise zerstört, so daß in Schichten unterrichtet werden mußte und bis zu drei Klassen gleichzeitig in einem Saal turnten, wenn überhaupt eine Turnhalle vorhanden war. Viele Kinder hatten das Vertriebenen- und Flüchtlings-schicksal weder seelisch noch körperlich überwunden; sie hatten große Lücken im Wissen und Können, konzentrierten sich schwer und erledigten ihre Hausaufgaben in überfüllten Wohnräumen. Kaum begann die Klasse aus Kindern aus vielen Teilen Deutschlands zur Einheit zu werden, da kamen neue Schüler hinzu, oft von starkem Lernwillen erfüllt, durch Tüchtigkeit voranzukommen, so daß Aussicht auf eine der damals knappen Lehrstellen bestand.

Und heute, 1964? Wiederaufbau allenthalben: ganze Wohnviertel sind entstanden, aber manche Berliner, die «Laubenpieper», trennten sich nur ungern von ihrem ländlichen Leben in der Laubenkolonie. Die Schlösser haben wieder ihr altes Gesicht, so das Charlottenburger mit der neuen vergoldeten Kuppel und den stilechten Innenräumen aus der Welt des «Alten Fritz»; das schlichte Humboldtschlößchen in Tegel öffnet sich wieder den Besuchern und hat zum Teil ergänzt, was der Krieg mit fortnahm; Schloß Bellevue wurde als Sitz des Bundespräsidenten bei seinen Berlinaufenthalten wieder hergerichtet, während das Schloß in Ostberlin gesprengt wurde. Die Bezirke, deren jeder ein eigenes Gesicht hat, wetten in der Gestaltung ihrer Parks; der Tiergarten, dessen Bäume während der Blockade den Berlinern einige Wärme spendeten, als es nur 40 Pfund Kohle im Winter für den Kopf der Bevölkerung gab, ist neu bepflanzt, wozu sogar England junge Bäume spendete. Heute holt sich Westberlin, diese — wie keine zweite deutsche — überalterte Stadt mit einem Frauenüberschuß von 300 000 (bei einer Gesamtzahl von 2,2 Millionen Einwohnern) Arbeitskräfte aus dem westlichen Deutschland und dem Ausland; bei der Familiengründung wird durch Zuschüsse und Darlehen geholfen, denn Berlin darf nicht zur sterbenden Stadt werden.

Wie anders aber das Verhältnis Mitteldeutschlands zum Westen als 1951! Damals kam noch oft Besuch aus der «Zone», noch waren die Telefonleitungen zwischen beiden Teilen der Stadt nicht zerschnitten; mit einem Fuß konnte man in Westberlin, mit dem anderen unangefochten an der grünen Grenze der sowjetisch besetzten Zone stehen. Damals arbeiteten noch Ostberliner in Westberlin und mancher Westberliner drüben. «Freie deutsche Jugend» aus dem Osten strömte von ihrer Tagung einzeln oder in Gruppen zu uns, gastlich aufgenommen und die Dinge bestaunend, die in den Schaufenstern ausgebreitet lagen (nach Behauptung Ostberliner Zeitungen nur zur Schau, nicht verkäuflich). In unseren Museen standen auch die Menschen von drüben vor Rembrandts Mann mit dem Goldhelm, vor Menzels Flötenkonzert, vor Watteaus berühmtem Ladenschild des Kunsthändlers Gersaint, vor Dürers Holzschuher... und die Westberliner, sogar Schulklassen, besuchten die Museen drüben, den Pergamonaltar, das Ischtartor, das Märkische Museum. Auch das Theater drüben lockte Westberliner Besucher, während Ostberliner die Vorstellungen Westberlins als Mitglieder der Volksbühne besuchten. Wer in der Zone wohnte, konnte unter Vorlage seines Pässes eine Fahrkarte nach Berlin kaufen; bestand er Paß- und Gepäckkontrolle, so konnte er, ohne daß er als Republikflüchtiger strafbar wurde, in Westberlin oder der Bundesrepublik bleiben. Sogar Schulkinder aus Ostberlin besuchten damals noch unsere Schulen. Das alles ist heute vorbei. Aber die beiden Rundfunksender, der Rias und der Sender Freies Berlin, der außerdem Fern-

sehsendungen ausstrahlt, sorgen dafür, daß die Verbundenheit unserer Schwestern und Brüder in der sowjetisch besetzten Zone mit uns gewahrt bleibt; sie sollen an unserem kulturellen Leben teilnehmen; wichtige Veranstaltungen werden übertragen, die zahlreichen Gäste Berlins aus aller Welt werden im Fernsehen vorgestellt und senden ihre Grüße nach drüben; Übertragungen von Fahrten durch Berliner Straßen berichten davon, wie die Stadt wächst und sich erneuert, und mancher Bewohner der Zone unterrichtet brieflich die Westberliner Sender über das Leben drüben. Der Äther trägt Grüße und Glückwünsche der Westberliner zu ihren Verwandten in Mitteldeutschland, ohne daß die Namen genannt werden, doch so, daß der Angesprochene weiß, der Gruß gilt ihm. Mancher Kranz des Gedenkens an einen Toten wird von denen an der Mauer niedergelegt, denen das Betreten Ostberlins verwehrt ist, wenn ein naher Angehöriger zur letzten Ruhe gebettet wird.

Im Arbeitsalltag denkt der Berliner kaum an das Besondere seiner Lage. Nur wenn anderwärts die Gefahr aus dem Osten verharmlost wird, erinnert er an Kennedys Rede: *«Wenn es in der Welt Menschen geben sollte, die nicht verstehen oder nicht zu verstehen vorgeben, worum es heute in der Auseinandersetzung zwischen der freien Welt und dem Kommunismus geht, dann können wir ihnen nur sagen, sie sollen nach Berlin kommen.»* Der Klang der Freiheitsglocke mit ihrer Inschrift *«That this world under God shall have a new birth of freedom»* ist Bekenntnis Berlins, ist nimmer ruhender Wunsch, in ferne Zukunft gerichtet.



Die Bernauerstraße. Die Häuser rechts bilden die Zonengrenze. Die Häuser sind geräumt, die Fenster zugemauert.